



Grillparzer/ von Hermann Bahr

Auf die Frage nach seinem Befinden pflegte Grillparzer zu sagen: Es geht mir lausig. Das war sein Gefühl des Lebens seit dem Fall von „Weß dem, der lügt“, seit 1838, noch dreiunddreißig Jahre lang: lausig. Nicht in Jorn, nicht in Schmerz, nicht erbittert oder drohend — lausig hat er gelebt. Am liebsten einsam im Lehnstuhl vor seinem Pult, das Bein auf einen Sessel gestreckt, den rechts geneigten Kopf in den Händen, „simulierend“. Der Wiener denkt nicht, er läßt nur allerhand an sich vorüberrennen, das nennt er simulieren. So wartet Grillparzer. Und lauscht bisweilen, ob es sich nicht doch noch einmal regen wird. Aber es regt sich nichts mehr. Er ist verödet. Manchmal sucht er noch den tausendfachen Trost betäubender Musik oder die Beschwichtigung alter Bücher auf. Manchmal tropft ein verflackernder Vers. Manchmal spritzt er seinen feigen Grimm in ein türkisches Epigramm aus, das er gleich in der Lade versteckt. Wenn er dann hinüber in den Ratshakerhof essen geht, kommt die alte Haushälterin geschwind, öffnet die Lade und schreibt es heimlich ab. Sie betrügt ihn, wie er die Stadt betrügt. In der Stadt soll man nichts von ihm erfahren. Die Leute sollen nicht merken, wie ihm ist. Ihnen kehrt er eine künstliche Lustigkeit zu. Für sie ist er ein etwas wunderlicher, doch ganz vergnügter alter Herr, der einmal etwas gewesen sein soll und dem jetzt halt nichts mehr einfällt. „Er könnte ein Hannibal sein,“ hat Klunberger gesagt, „und ergraut in Capua, vierzig Jahre lang genügt ihm ein Gang in den nusdorfer Bierkeller und ein Küfergespräch dazu, fünfzig Jahre lang ist sein weiblicher Umgang die nie berührte Braut — so lebt er und spinnst er von einem Quartal ins andre, von einem Jahr, von einem Jahrhundert ins andre. Menschen sind jung und werden alt, der kleine Hofrat ist bloß alt und wird älter und scheint einzig zu leben, um sich vergessen zu lassen. Vor dem Fünfzigsten hört er zu dichten auf, und bis übers Achtzigste spricht er zu allem, was da vorgeht, sein Amen, sein berühmtes ‚sei!‘ Dreißig Jahre lang lebt er von einer Silbe — weniger kann auch eine Sphinx nicht tun. In der Tat liegt er neben dem Stephansturm wie die Sphinx

neben der Pyramide, und man meint, der Stephansturm ist der jüngere von beiden.“

So steht dieses entsetzliche Leben da, in der Mitte geborsten. Ein Torso, hat Bauernfeld gesagt. Und bekommen fragt man sich: Warum? Was war es, das ihn zerbrochen hat? Die landläufige Meinung ist: Mein Gott, die Zensur, der Vormärz, dieses ganze alte Österreich halt! Bauernfeld hat gemeint: weil er die Trüblich nicht gehabt und sich in der sinnlichen Entbehrung aufgerieben und aufgezehrt hat. Und andre sagen noch: daß er die Gemeinheit der Wiener, den Undank, ihren Hohn, seit jenem Sturz von „Weh dem, der lügt“ nicht mehr verwinden konnte. So wird es erklärt, daß er vorzog, lieber „freiwillig abjudanken“. Ist es damit wirklich erklärt?

Das mit der Zensur war immer die wioner Ausrede. Immer sollte Metternich schuld sein, wenn es einem mit dem Dichten nicht ging. Hebbel wurde nerods, diese Phrase fort und fort zu hören. Warum hat die Zensur Nikolaus Lenau und Anastasius Grün nicht gehemmt? „Bei diesen,“ sagt Kuh, Hebbels Freund, „haben sich die politischen Hemmungen geradezu in Hebel umgesetzt; beide gewannen aus den ihnen begegnenden Hindernissen die Stärke des Widerstandes, der ihre protestierende Dichtung erfüllt. Bauernfeld wäre unter günstigeren staatlichen Verhältnissen kaum ein Molière geworden. Wie seine Grundanlage beschaffen ist, konnten sich seine Bekenntnisse nicht in den ‚Misanthropen‘, sein ‚Liebesprotokoll‘ und ‚Selene‘ nicht in die ‚Schule der Frauen‘ und in den ‚Tartuffe‘ verwandeln, auch wenn der Märzaufland um fünfzehn Jahre früher ausgebrochen wäre. Denn seine polemisch-satirische Sittenschilderung war schon von den Keltern weg getauft.“ Und derselbe, gegen die Fabel, als ob Grillparzer an der schlechten Regierung verdorben sei: „Vom Hohenasperg zog eine ebenso scharfe Luft nach Stuttgart herunter, als der Spielberg nach Wien hinüberschickte, und der Herzog Karl war, mit dem kaiserlichen Herrn verglichen, unter dessen Augen Grillparzer lebte, nicht eben spaßhaft zu nennen. Schiller hat den Nacken nicht gebeugt, Schiller hat sich zur Wehr gesetzt und sein von edelstem Zorn erfülltes Gemüt in dichterischen Gewittern entladen. Dabei ist kein Rostflecken nachträgerischen Ubelwollens in seiner Seele zurückgeblieben; als er den Tod des Herzogs erfuhr, da betrauerte er aufrichtig und mit Gefühlen der Dankbarkeit den Fürsten, welchem David Strauß nie verziehen hat, was er an Schiller verbrach. Grillparzer jedoch ließ seinen gerechten Zorn ob der ihm zugesügten Unbilden der Gewalthaber nicht ausatmen und nicht ausleben, hingegen ließ er sich von diesem Zorn begleiten bis an sein eigenes Grab. Er hat überhaupt niemand verziehen, unter dem er Böses erduldet, dies bezeugt seine Selbstbiographie und manches andere Dokument in seinem Nachlasse. Nicht um der Zensurbossheiten willen, die dann und wann gegen ihn verübt wurden, und nicht aus Ekel vor der ihn angrinsenden politischen Misere duckte er sich in den Schmolzwinkel hinein, wo er Laute des Grolls und Verwünschungen ausstieß: die rohen Verletzungen, die ihn als Dichter in seiner Vaterstadt trafen, die literarische Geringschätzung, die der in Wien

halb vergessene Poet an Deutschland wahrnahm, haben ihn in eine welt-scheue Einsamkeit getrieben, und neben ihm kauerte gleichsam eine ergrimnte Resignation; seine stille Entsagung hütete die Schwelle.“ Und dann muß man doch auch fragen: was ist denn von der bösen Regierung eigentlich dem Dichter Grillparzer je geschehen? Wie hat sie den Dichter gehemmt? Wodurch? Sie hat den Beamten nicht befördert. Nur darüber kann er klagen. Er war ein schlechter Beamter. Aber er wollte, sie sollte im Be-
 amten den Dichter belohnen. Er wollte überhaupt immer gleich belohnt sein. Wie damals alle. Sie schimpften auf die Regierung, bettelten sie aber an. Er war nie zufrieden, er wollte immer mehr. 1831 wird er über sein Gesuch Archiv-Direktor. Aber schon 1834 bewirbt er sich um die Direktion der Universitäts-Bibliothek. Dort würde sein Talent einen neuen Aufschwung nehmen. Er begreift nicht, daß das für die Behörde kein Argument sein kann, die sich nicht um den Aufschwung der österreichischen Dichtung, sondern um einen guten Direktor zu kümmern hat. 1844 soll er Custos an der Hofbibliothek werden. Er sagt in seinem Gesuch: „Es möchte nicht zum Ruhme der Gegenwart gereichen, wenn sie einen Mann hinter den Alten versauern ließe, der in andern Verhältnissen Höheres zu leisten imstande wäre.“ Abgewiesen, macht er ein bitterbissiges Gedicht („Bei einer Zurücksetzung im Dienst“):

„Man gab mir die Gewißheit,
 Mein Streben sei verkannt,
 Und ich ein armer Fremdling
 In meinem Vaterland.“

Also, weil er nicht protegirt wird, gleich „ein armer Fremdling in seinem Vaterland“. Der Staat wird aufgefaßt, als sei's sein Zweck, die Dichter zu versorgen; sie wollen sich von ihm aushalten lassen. Er ist dazu da, daß sie behaglich dichten können. Und immer die Klage: es fehlt mir an Aufmunterung. Wie der Schüler bei den Jesuiten, der für den „Fleißzettel“ lernt, um das „Prämium“. Und endlich: wenn er wirklich gehemmt wurde oder sich, mit Recht oder Unrecht, gehemmt fühlte, warum wehrt er sich nicht? Wenn ihm versagt wird, was ihm gebührt, warum fordert er es nicht, warum steht er nicht auf? Er kann immer nur klagen. Das Leben soll ihm schenken, er nimmt sich nichts. Er hat keinen Mut. Weßhalb er auch Lessing nicht mochte: „Seine Kauflust war mir nicht sympathisch, er hatte doch immer seine Freude am Streit!“ In Wien ist es Kauflust, wenn einer sein Recht will.

Wienerisch auch sein Verhältnis zum Publikum. Schon nach der Hero „droht“ er, zu verstummen, nach „Weh dem, der lügt“ geht der Dichter wirklich in Pension, wie ein Hofrat, mit dem der Minister einmal ungnädig ist. Aus Kränkung und um sie zu strafen. Weil sich das Publikum nicht gut benommen hat, hört er zu dichten auf. Es hat sich gegen Schiller und Goethe noch viel schlechter benommen; siehe die Fenien. Aber der Wiener will in einem fort zum Leben ermutigt werden. Er verträgt Haß und Hohn

nicht, vielleicht, weil er ihnen glaubt, mehr als sich selbst. Darum will er immer gelobt, immer gebätschelt sein. Bläst ihn einmal das Leben an, erschrickt er gleich. Nur am Ofen, fern vom Leben, kann der Wehleidige leben.

Schließlich: sein Verhältnis zur Fröblich. In dieser Entfugung, meint Bauernfeld, hat er sich verzehrt. Aber warum hat er entsagt? Sie hätten ganz gut heiraten können. Und sie hätten ja nicht heiraten müssen. Aber er ist überhaupt mit Frauen seltsam. Offenbar spürt er sie gar nicht. Wehalb er auch niemals fühlt, was er einer ist. Etwa der armen kleinen Piquot, die vor Liebe für ihn stirbt. Wie Charlotte von Paumgarten, mit der er drei Jahre lang ein „Verhältnis“ hat, ohne doch ihre Leidenschaft zu ahnen, an der sie stirbt. Er hat auch mit Marie von Smolenitz, der spätern Frau Daffinger, ein „Verhältnis“ und weiß von ihr nichts. Ihm bleibt jede Frau fremd, er nimmt sie, er hat sie nur fleischlich. Wenn sich ein Mann mit einer Frau vermischt, nennt die Bibel es: er erkennt sie. Grillparzer hat kein Weib erkannt. Sich an eine Frau zu verlieren, um so sich in ihr erst selbst zu finden, dieses Wunder der Liebe hat er niemals erlebt. Er kannte die Liebe doch nur als sympathie d'épiderme. Sein Primislaus sagt:

„Begreiffst Du, daß ein Inneres schmelzen muß,
Um eins zu sein mit einem andern Innern?“

Er begriff es, doch war er es nicht fähig:

„Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht“

heißt es in den „Erinnerungen im Grünen“. Und einmal macht er das sehr merkwürdige Geständnis, er habe des Mädchens Unschuld „geschont“, weniger aus Tugend als aus vielleicht bloß ästhetischem Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit. Worin also, wer wirklich liebt, die schönste Verklärung der Geliebten erlebt, das ist für ihn Beschmutzung. Er ist kein Siegfried: das „wild wütende Weib“ schreckt ihn zurück. Nicht Erlösung, Entführung aus dem Gemeinen, Verwandlung zur Freude fühlt er in der Umarmung, er fühlt sich verstört und befleckt. Sein Gefühl hält es mit dem Erzbischof in Faust: Natur ist Sünde! In ihm steckt der alte Haß der christlichen Lehre gegen die Lust, dem die Liebe nur ein „Drangsal des Fleisches“ ist. Im Evangelium Matthäi heißt es: Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus dem Mutterleibe also geboren; und sind etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind; und sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben, um des Himmelreichs willen; wer es fassen mag, der fasse es. So einer war Grillparzer: er hat sich selbst verschnitten, um des Himmelreichs willen. Wer es fassen mag, der fasse es.

Ästhetisches Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit. Das Weib ist ihm unrein. Liebe besudelt. Das Menschliche mißfällt ihm. Der Mensch ist „unästhetisch“. Diese ganze Wirklichkeit ist des Teufels Werk. Wirklichkeit ist Sünde. Darum fürchtet er das Weib, fürchtet er das Leben. Darum hat er sich verschnitten, um des Himmelreichs willen. Er nennt es

die Kunst. Zur Kunst entflieht er aus dem Leben. Flucht aus dem Leben, Trost über das Leben, Schutz vor dem Leben ist ihm die Kunst, die Goethe der Gipfel, die Blüte, die Krone des Lebens war. Dem Erbgroßherzog Karl Alexander schrieb er in ein Buch:

„In Weimar war die Kunst ein Leben,
Uns ist sie höchstens noch ein Traum.“

Höchstens. Was nur konsequent ist: da doch uns das Leben selbst nur ein Traum ist, die Kunst eigentlich also nur der Traum eines Traums, eines Schattens Schatten. In sie rettet sich, wer vom Leben um sein Glück betrogen ist, weil seine feige Hand es nicht zu fassen wagt:

„Sieh, was das Leben dir entzogen,
Ob dir's ersetzen kann die Kunst!“

In ihr baut er sich ein stilles Haus, „entfernt von Menschen“, aus „Sammlung“ auf, und „der Gedanke tritt in die dem Chaos abgestrittene Welt“. Chaos ist das Leben. Vertriehen wir uns in einen Winkel. Pfahlbauern der „Sammlung“, auf Piloten des „Gedankens“. Vertriehen wir uns vor den wilden Tieren der Leidenschaft in den Verstand.

„Denn was der Mensch erdacht, erfand,
Als Höchstes wird er finden:
Gesund natürlichen Verstand
Und richtiges Empfinden.“

Was die brave alte Caroline Pichlerin auch nicht rührender hätte sagen können.

Es ist der Wiener, der in Grillparzer den Menschen ruiniert, indem er ihn durch den alten Betrug der Barocke soppt, bis er das künstliche Leben, das der Sitte, das von den Herrschern verordnete für das wirkliche, für ein Gebot der Natur nimmt, die sein Gefühl dann freilich verleugnen muß. Bisweilen, wenn er so „simulierend“ saß, ist es ihm aufgeblitzt. Er schreibt einmal von der Aufgabe der Poesie: „Gegenwärtig ist sie da, um in erhabener Einseitigkeit jene Eigenschaften herauszuheben und lebendig zu erhalten, die das menschliche Beisammensein, die Unterordnung des einzelnen unter eine Gesamtheit notwendig und nützlich beschränkt und zurückdrängt; die aber eben darum — tödliche Besitztümer der menschlichen Natur und Erhaltungsmittel jeder Energie — ganz verlöschen würden, wenn ihnen nicht von Zeit zu Zeit ein, wenn auch nur imaginärer Spielraum gegeben würde.“ Er sah dann also, wenn er so „simulierend“ in sich saß, bisweilen ein, daß dieses Leben, in welches wir eingezwängt sind, unser wirkliches verleugnet, daß es Zwang und wider die Natur, und daß uns die Kunst gegeben ist, durch sie die von künstlichen Gesetzen verdrängte Natur, ohne welche wir verlöschen müssen, wieder herzustellen. Sah dies ein, schrieb es auf und tat den Zettel in die Lade. Tat sich in die Lade. Mühte Fräulein Fröhlich nicht an, blieb ein Hofrat, ging in den Ratschakerhof.

„Grillparzer,“ hat Kürnberger gesagt, „war ein Zorn- und Feuergeist, ein ungeduldiges, heftiges, leidenschaftliches Herz, ein Dichterherz, dem ganz gegeben war, zu fühlen und zu sagen, was er fühlte! Nie hat in die Lotter-

betten von Capua ein schärferes Auge hineingesehen, nie eine gute Seele so stark das Schlechte gehaßt, nie ein guter Kopf so sanglant das Schlechte gerichtet. Sein unbarmherziger Geist war wie ein chirurgisches Vestel: der feinste Schliff, die zierlichste Nadel hatte eine Bestimmung für Blut und Eiter. Barmherzig war er nur mit einem: mit sich selbst. Und wenn in ganz Sodom nur ein Gerechter ist, so will ich die Stadt um dieses einen willen verschonen. Und es war in ganz Sodom ein Gerechter: nämlich Franz Grillparzer. Und er verschonte die Stadt. Er wollte den Frieden für sich, und so mußte er ihn feierlich der Welt schenken. Man denke sich einen Heinrich Percy, nach Falstaffs Maxime handelnd: Vorsicht ist der Tapferkeit besserer Theil! Ein fürchterlicher Mißklang! Wohlan, es ist Grillparzers Sein und Tun! Der Gott mit dem tönenden Räder, der schreckliche Fernhintreffer gab seinem Auge den treffendsten Blick und seiner Zunge das treffendste Wort, und nun war es bis dahin ein Gesetz der Natur: eine Kraft, die man hat, gebraucht man mit der ganzen Lust seines Lebens. Grillparzer suspendiert dieses Gesetz der Natur. Seine starken Leidenschaften, seine großen Fähigkeiten rufen ihm zu: Schicke Plagen über Egypten; tritt hin vor Pharao, sprich für dein Volk, führe es aus ins gelobte Land! Dein ist diese Aufgabe, du bist der Rächer! Keiner hat ein tieferes Fühlen, keiner ein stärkeres Können. Osterreich wartet auf dich! Aber in einem Winkel seines Herzens fängt nun der Osterreich selbst zu seufzen und zu lamentieren an: Herr, schicke einen andern! Ich fürchte mich. Ich liebe den Frieden. Ich will meine Ruhe. Was können wir, ein Volk von Hirten, wider Albrechts Heere? An meiner Wiege stand das Schaffot der Maria Antoinette, als Jüngling sah ich den Erderschütterer Napoleon Kronen verteilen, und als Mann sah ich den wiener Kongress sie wieder anders verteilen. Wer bin ich, daß ich mit den Großen der Erde anbinden dürfte? Ein kleines, niedriges Bürgerkind, abhängig von Freunden und Gönnern, in grauenvollen Familienverhältnissen, welche der Nachsicht des Staates, vielleicht sogar der Gerichte bedürfen; wie soll ich mich unterstehen, zu rebellieren? Eh ich dem Pharao nur einen Kopf töte, hat es schon mir und meinen Nächsten das ganze Glück des Lebens gekostet. Laß mich lieber Pharaos Hofrat werden! So sprach der weiche, passive Osterreich und — behielt den Sieg.“

Grillparzer wurde gefragt, warum er Kathi nicht heirate. Er antwortete: Ich trau mi halt nö! Es war ein Scherz, der aber doch sein ganzes Wesen verrät. Er traute sich nicht, zu lieben. Denn er traute sich nicht, zu leben. Der Wiener traut sich nicht, wirklich zu sein. Er mag nur scheinen. Deshalb entriß er sich dem Leben, sich und seine Kunst. Daran verdarben sie. Er verschmachtete, sie verödete.

Es ist entsetzlich zuzusehen, wie dieser, dem alles mitgegeben war, ein Mensch und ein Künstler zu sein, an Wien bei lebendigem Leibe zersault und zerfällt. Schon 1827, sechsunddreißig Jahre alt, in der Mitte des Lebens, auf der Höhe des Erfolges, ein Jahr nach dem Ottokar, zwei Jahre vor dem treuen Diener, fünf Jahre vor der Hero, schreibt er an Eduard

von Schenk: „Als Mensch unverstanden, als Beamter übersehen, als Poet höchst geduldet, schlepp ich ein einsörmiges Dasein fort. Ohne Frau, ohne Kind, ohne eigentliches Lebensinteresse.“ Und in seinem gräßlichen Tagebuch sind solche Stellen: „In ähnlicher Unfähigkeit zu arbeiten und zu dichten habe ich mich zwar schon öfters befunden, aber das Charakteristische meines gegenwärtigen Zustandes ist, daß, indem ich sonst die Ursache meiner Untätigkeit in äußeren Umständen suchte und fand, mir jetzt ein inneres entsetzliches Gefühl sagt, es sei mit der Dichtergabe selbst zu Ende. Eine stufenweise Erkaltung der Phantasie läßt sich übrigens in meinen bisherigen Hervorbringungen bestimmt nachweisen. . . Auf der einen Seite also Abnahme, stufenweises Erlöschen der Herzenswärme, und auf der andern durchaus kein Zunehmen von seiten des Denkens und des Wollens. Die Phantasie wird nach und nach zum Greise und der Verstand bleibt ewig Kind, oder Knabe besser zu sagen, denn Kind wäre noch allenfalls zu entschuldigen. Schon in der Zeit, da ich noch hoffte, in der Poesie etwas Tüchtiges leisten zu können und ein vorschneller Wahn mich zu glauben antrieb, ich könnte mich dereinst an die ersten Dichter der Nation reihen, schlug das Gefühl einer innern Insuffizienz, einer Unbedeutendheit als Mensch jede solche Hoffnung nieder. Hätt ich nur den Mut, mir selbst treu zu sein, den un-nennbaren Schmerz eines verfehlten Daseins in mir fortwalten zu lassen, bis er entweder das Dasein selbst verzehrt oder in höchster Steigerung ein höheres hervorruft. Aber eine törichte Eitelkeit, eine übel angebrachte falsche Scham zwingt mir bei jeder Berührung mit Menschen eine gewisse Lustigkeit auf, die mich nicht froh macht, die mir nicht von Herzen geht, aber für mich das einzige Mittel ist, mit Menschen zu kommunizieren.“ Und ein andres Mal: „Ich wollte was schuldig sein, um einen Schmerz, ein Unglück, eine Verzweiflung, die — und wärs nur für eine Stunde — mein Wesen ganz aufgehen machte in eine Empfindung und mich — nur für eine Stunde — von dieser dauernden Verstandskälte frei machte, die wie ein höhn-lachender Narr hinter jedem Vorhange hervorguckt.“ Und wieder: „Wenn ich je dazu kommen sollte, die Geschichte der Folge meiner inneren Zustände niederzuschreiben, so würde man glauben, die Krankheitsgeschichte eines Wahnsinnigen zu lesen. Das Unzusammenhängende, Widersprechende, Launenhafte, Stoßweise darin übersteigt alle Vorstellung. Heute Eis, morgen Feuer und Flammen. Jetzt geistig und physisch ohnmächtig, gleich darauf überfließend, unbegrenzt. Und zu dem allen noch imstande, sich von etwas anderm bestimmen zu lassen, als von der sprungweisen Aufeinanderfolge des eignen, verstockten Ideenganges.“ Neurasthenie, sagt man vielleicht achselzuckend. Gewiß. Aber eben die Neurasthenie des Wiener's. Eine, die nicht aus der gemeinen Ermattung der Nerven, sondern aus einer tiefern Erkrankung, aus einer Verschuldung des Geistes kommt. An jener ersten Stelle des Tagebuchs ist es doch sehr merkwürdig, daß er, das Nachlassen seiner Kraft beklagend, unwillkürlich sogleich von seiner Verstellung vor den Menschen spricht. Er kann mit ihnen nicht natürlich „kommunizieren“. Er hat sich

vor ihnen immer verdeckt. Ihm war ver sagt, sich ihnen hinzugeben. Er zog sich vor ihnen zu, er rollte sich ein. Nun saß er dann mit seiner Kraft im Leeren da, denn ihr wurde nichts zugeführt. Er entzog sich dem Leben, bis es ihm das Dichten entzog. Aus Unfähigkeit zu leben, wurde er unfähig, zu dichten. Es ist entsetzlich, wenn er einmal bekennt: „Für mich gab es nie eine andre Wahrheit, als die Dichtkunst. In ihr habe ich mir nicht den kleinsten Betrug, die kleinste Abwesenheit vom Stoffe erlaubt. Sie war meine Philosophie, meine Physik, Geschichte und Rechtslehre, Liebe und Neigung, Denken und Fühlen. Dagegen hatten die Dinge des wirklichen Lebens, ja seine Wahrheiten und Ideen für mich ein Zufälliges, ein Unzusammenhängendes, Schattenähnliches, das mir nur unter der Hand der Poesie zu einer Notwendigkeit ward. Von dem Augenblicke an, als ein Stoff mich begeisterte, kam Ordnung in meine Teilvorstellungen, ich wußte alles, erkannte alles, ich erinnerte mich auf alles, ich fühlte, ich liebte, ich freute mich, ich war ein Mensch. War dieser Zustand vorüber, trat wieder das alte Chaos ein. Mein ganzer Anteil blieb immer der Poesie vorbehalten und ich schauderte über meinen Zustand als Mensch, wenn die immer seltener und schwächer werdenden Annäherungen von Poesie endlich aufhören sollten.“ Das Schaffen muß für ihn also eine Art Epilepsie gewesen sein, durch die ja dem Kranken auch eine wunderbare Helligkeit vorgetäuscht wird. Und so haben wir diesen grauenhaften Fall: ein sehr heftiger Trieb, zu gestalten, dem aber die natürliche Befriedigung, am unmittelbaren Leben selbst, ver sagt wird, wodurch er, nach gewaltsam schmerzlichen Explosionen, allmählich erlahmen und erstarren muß. Dem Leben entris sen, an der Wurzel ab geschnitten, verdorrt er.

Das ist Wien. So sieht hier ein Dichter aus.

In der Sammlung „Landschaften und Städte“, die, bei Georg Müller (München), von Leo Greiner herausgegeben werden wird, erscheint als einer der ersten Bände: „Wien“ von Hermann Bahr, ein ebenso treues wie kühnes Geschichts- und Kulturbild, von dessen Absicht und Gehalt vorläufig dieser Abschnitt zeugen möge.

Das Theater/ von Emanuel von Bodman

Der Vorhang teilt sich, und die Welt der Wonnen
 Und Schrecken, zur Gestalt geronnen,
 Taucht vor dir auf aus weitem Spiegelgrund
 Und kommt und geht und spricht mit lautem Mund.
 Du staunst und horchst, und mit geheimem Weben
 Fühlst du entsetzt, beglückt dein eigenes Leben.